

Die Entscheidung würde zu gegebener Zeit fallen, und wenn er so viel Wissen wie möglich anhäufte, dann deshalb, um sich alle Möglichkeiten offenzuhalten.

»Gehst du heute aus, André?«

»Nein, Mama.«

»Und du, Lucien?«

»Ich glaube, ich werde etwas arbeiten. Im Fernsehen läuft nichts Interessantes.«

Während Noémie den Tisch abräumte, tranken sein Vater und seine Mutter ihren Kaffee im Wohnzimmer. André nahm selbst keinen. Er trank lieber Milch. Er schämte sich nicht deswegen, wie er vorhin in der kleinen Bar in der Rue Voltaire bewiesen hatte.

Es hatte etwas von einer Fotografie, wie seine Eltern einander gegenüber saßen, und er betrachtete sie mit dem Gefühl, sie in einem neuen Licht zu sehen, bevor er sich nach oben verzog.

Im Grunde hatte er sich nie groß Gedanken über sie gemacht, darüber, was sie taten, was sie dachten, was ihr Innerstes bewegte. Und selbst wenn im Zusammenhang mit ihnen eine Frage in seinem Kopf auftauchte, neigte er dazu, sie zu verdrängen. Es waren seine Eltern. Sie lebten ihr Leben, das sie gewählt hatten, und er hatte damit nichts zu tun.

Einmal hatte seine Mutter gesagt:

»Findest du nicht, Bilot, dass du ziemlich egoistisch bist?«

Er hasste diesen Spitznamen, den man ihm als Kleinkind gegeben hatte, weil er angeblich die Katze der Concierge so genannt hatte, als sie noch in Paris lebten.

»Warum meinst du, dass ich egoistisch bin?«

»Weil du nur an dich denkst, weil du nur tust, was du dir in den Kopf gesetzt hast, ohne dich zu fragen, ob es andere vielleicht stören könnte.«

»Machen das nicht alle Kinder so?«

»Nicht alle. Ich habe welche gekannt, die ...«

»Wie sollen sich Kinder denn sonst wehren? Wären sie nicht egoistisch, wie du es nennst, würden sie doch nur zu einer Kopie ihrer Eltern oder ihrer Lehrer.«

»Und du willst uns lieber nicht ähneln?«

»Wem? Dir oder Vater?«

»Einem von uns beiden.«

»Nun, ich habe zwangsläufig Ähnlichkeiten mit euch.«

Vielleicht war sie an jenem Tag etwas sensibel, sie, die sich sonst so gut im Griff hatte.

»Ich glaube, ich lebe und verhalte mich wie andere Jugendliche auch.«

»Du hast keine Freunde.«

»Wäre es dir lieber, ich würde mich diesen Motorradcliquen anschließen, die mit Mädchen hintendrauf losbrettern, um in den Kneipen Rabatz zu machen?«

»Es gibt auch andere.«

»Die sich worüber unterhalten?«

»Das weiß ich nicht. Es wird doch in deiner Klasse irgendjemanden geben, der die gleichen Interessen hat wie du?«

»Dann macht er es wie ich.«

»Was meinst du damit?«

»Er kommt ohne mich aus, so wie auch ich ohne ihn auskomme.«

In wenigen Minuten würde sein Vater sich mit einem Seufzer erheben und in das kleine technische Labor begeben, das er sich im Hochparterre der Villa eingerichtet hatte. Das war seine Mansarde. Er verfügte dort über einen elektrischen Brennofen und die für die Prothesenherstellung nötigen Geräte.

Die meisten Zahnärzte bestellen ihre Inlays, Brücken und Porzellankronen bei Spezialisten, die in der Regel von zu Hause aus arbeiten. Lucien Bar machte alles selbst, in minutiöser Feinarbeit, und brachte damit viele Abende und einen Teil seiner Nächte in der Stille des Hochparterres zu.

War es für ihn eine Frage von Perfektionismus? Oder war das Labor für ihn nur ein Zufluchtsort?

André fragte sich, was seine Mutter heute Abend machen würde. Würde sie sich vor den Fernseher setzen, egal was das Programm bot, oder eine Zeitschrift lesen und dabei eine Zigarette nach der anderen rauchen? Oder würde sie stattdessen ihre Freundin Natacha besuchen, die in einem modernen Appartement am Ende der Croisette, nahe dem Sommercasino, wohnte?

Zum ersten Mal erschien André dies alles fremd. Er hatte jahrelang dieses Leben geführt oder vielmehr daran teilgenommen, ohne ihm Beachtung zu schenken, und plötzlich war es, als würde er verwundert einen Vater und eine Mutter betrachten, die ihm unbekannt waren.

Er wollte am liebsten nicht weiter darüber nachdenken, die in ihm aufsteigenden Fragen wegschieben und zu seinen alltäglichen Beschäftigungen zurückkehren.

»Gute Nacht, Mama. Gute Nacht, Papa.«

»Guten Nacht, Sohn.«

Es berührte ihn peinlich, sie so zurückzulassen, als interessierte er sich nicht für sie und kümmerte sich nur um sein eigenes Leben.

»Denken Sie an Ihre Milch, Monsieur André?«, rief Noémie ihm aus der Küche nach, als er schon auf der Treppe war.

Er nahm jeden Abend ein Glas Milch mit nach oben, das er vor dem Einschlafen trank und zu dem er oft noch einen Apfel aß. Er ging es holen.

Als er sich am Boulevard Victor-Hugo von Francine verabschiedet hatte, war er einen Moment unschlüssig geblieben, ob er noch einmal zu der Straße zurückkehren sollte, wo er seine Mutter aus dem gelben Haus hatte kommen sehen. Er versuchte sich einzureden, dass ihn die Sache nichts anging, und wusste doch zugleich, dass es eher Feigheit von ihm war.

Er hatte nicht das Recht, die Augen vor der Wirklichkeit zu verschließen, mit Zweifeln weiterzuleben, die sich nach und nach in Gewissheiten verwandeln würden.

Also war er mit seinem Moped umgekehrt. Die Straße hieß Rue Voltaire. Das gelbe Haus gegenüber der kleinen Bar war ein dreistöckiges, altes Gebäude mit einer offen stehenden Flügeltür, und gleich daneben befanden sich auf der einen Seite ein Gemüsestand und auf der anderen ein kleiner Schmuckladen.

Er hatte sein Moped an die Hauswand gelehnt und die drei Stufen erklommen. Der Hausflur, der zu einer steinernen Treppe führte, hatte den gleichen gelben Anstrich wie die Fassade, nur schmutziger. Rechts hingen nebeneinander drei Briefkästen, auf denen jeweils eine Visitenkarte klebte.

Auf einer Messingtafel stand: *Maître J. Devouge, Gerichtsvollzieher, 1. Stock links*, und auf einem weißen Emailleschild: *F. Lederlin, Fußpflege, 1. Stock*.

Und dann hatte man noch in braunen Buchstaben direkt auf die Mauer geschrieben und einen Pfeil in Richtung Treppe hinzugefügt: *Möblierte Zimmer. Auskunft im zweiten Stock*.

Beinahe wäre er hinaufgegangen, aber dann hatte er es nicht gewagt. Oder besser gesagt, er war nur bis zum ersten Stock hochgestiegen, wo die Tür zum Büro des Gerichtsvollziehers offen stand. Eine junge Frau saß dort hinter einem Schalter wie in einem Postamt.

Ein Paar, das lachend die Treppe herunterkam, hatte ihn gestreift, und die Frau hatte sich nach ihm umgedreht, bevor sie ihrem Begleiter etwas sagte, das lustig sein musste, denn er hatte sich ebenfalls umgedreht, und sie hatten noch lauter gelacht, bevor sie Arm in Arm auf die Straße hinausstürmten.

Es war nicht eigentlich ein Schock. Er war langsam die raue Steintreppe hinuntergegangen und hatte draußen einen Moment lang sein Moped angesehen, als würde er es nicht wiedererkennen. Dann hatte er es auf die Fahrbahn geschoben.

Das Einzige, was er seither empfand, war eine gewisse Schwere, und als er die Tür seiner Mansarde hinter sich schloss, fühlte er sich dort zum ersten Mal einsam.

Es war etwa halb elf, als er die Schritte seines Vaters auf der Treppe hörte. Er befand sich gerade in seiner vertrauten Bauchlage auf dem Boden, mit dem Kinn in der Armbeuge. Er hatte fast die ganze erste Philippika wiedergelesen und vor ein paar Minuten, nachdem er das Buch zugeklappt hatte, eine Schallplatte aufgelegt, auf der ihm die dumpfen Klänge des Schlagzeugs gefielen. Während er zuhörte, blätterte er in einem Comicheft.

Sein Vater tauchte nicht häufig bei ihm auf, aber manchmal, wenn nur sie beide im Haus waren, kam es vor, dass Lucien Bar langsam die Treppe in den zweiten Stock hinaufstieg.

Er klopfte nicht an, verweilte aber immer, vielleicht aus Diskretion, noch einen Moment vor der Tür, und dann redeten sie in der Regel nur wenig. Es ergab sich nie ein längeres Gespräch; nur ein paar belanglose Sätze, zwischen denen lange Pausen lagen.

An diesem Abend hatte André zunächst den Impuls, sein Comicheft zuzuschlagen und schnell wieder den Demosthenes zur Hand zu nehmen, denn er sagte sich, wenn sein Vater ihn beim Lernen vorfand, würde er sich wieder zurückziehen. Doch dann verharnte er lieber regungslos, wartete etwas nervös ab, und als die Tür aufging, streckte er den Arm nach dem Plattenspieler aus, um die Musik anzuhalten.

»Störe ich dich?«

»Ich hab schon vor einer Weile mit dem Lernen aufgehört.«

Sein Vater, der genauso verlegen war wie er, zögerte noch, sich in den alten Sessel zu setzen, von dem André den roten Samt abgezogen hatte, sodass nur noch blasses Leinen zu sehen war.

»Hattest du einen schönen Tag?«

»Er war in Ordnung.«

»Und dein Ausflug nach Nizza?«

André fürchtete eine ganz bestimmte Frage, so als könnte man ihm den Vorfall in der Rue Voltaire am Gesicht ablesen, und tatsächlich folgte die behutsame, fast scheu hervorgebrachte Erkundigung:

»Irgendjemand Bekanntes getroffen?«